

Der alte Mensch in den spätmittelalterlichen Mæren: Die Komplexität der Alterserfahrung im Spätmittelalter aus mentalitätsgeschichtlicher Sicht

Alte Menschen gehören genauso wesentlich zur Gesellschaft wie alle anderen auch, aber sie sind im Laufe der Geschichte recht unterschiedlich bewertet worden. Bei gewisser Abwandlung des Sprichworts könnte man sagen: Zeige mir, wie du die Alten behandelst, und ich sage dir, wer du bist. Die Erforschung des Alters in der Kultur des Mittelalters und der Frühneuzeit erweist sich mithin als höchst ergiebig, um tiefere Einblicke in die Mentalitätsgeschichte zu gewinnen. An erster Stelle bieten sich dafür oftmals gerade literarische und kunsthistorische Quellen an, die in höchst vielschichtiger Weise allgemeine Wunschvorstellungen, ethische und moralische Ideale, Kritik an sozialen Verhältnissen, psychologische Bedingungen oder individuelle Haltungen und Meinungen zum Ausdruck bringen.¹ Wendet man sich aber Hilfe suchend an den Beitrag zum Thema ‚Alter‘ von Klaus Arnold (Mittelalter) oder von Beatrix Bastl (Neuzeit) in Peter Dinzelbachers „Europäische Mentalitätsgeschichte“ (1993), erhält man weitgehend nur Informationen über die allgemeinen Einstellungen zu den verschiedenen Lebensaltern.² J. A. Burrow scheint in seiner Monographie „The Ages of Man“ (1986) den gleichen Weg einzuschlagen, indem er sich speziell den Rah-

¹ Bernd-Ulrich Hergemöller, *Die Kindlein spotten meiner schier: Quellen und Reflexionen zu den Alten und zum Vergreisungsprozess im Mittelalter*. Hamburg 2006 (Historiographische Libelli IV); siehe meine Besprechung demnächst in *Mediaevistik*. Für eine hilfreiche Zitatensammlung zur kontroversen Diskussion über das Alter-Thema in chronikalischer und theologischer Literatur des frühen Mittelalters siehe den Beitrag von Hans-Werner Goetz in diesem Sammelband.

² Klaus Arnold, *Lebensalter: Mittelalter*. In: Peter Dinzelbacher (Hg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte: Hauptthemen in Einzeldarstellungen* (Kröners Taschenausgabe 469). Stuttgart 1993, 216–22; Beatrix Bastl, *Lebensalter Neuzeit*. In: ebd. 222–229.

menbedingungen von Natur, Zeit, Transzendenz und Natur zuwendet,³ er greift aber immerhin ausgiebig auf die Aussagen von *Beowulf*, Dante, Chaucer, William Langland, Dunbar, Marie de France, *King Horn* und *Sir Gawain and the Green Knight* zurück.

Dass auch in der deutschen Literatur des Mittelalters zahlreiche alte Gestalten auftreten und Probleme alter Menschen angesprochen werden, braucht kaum eigens erwähnt zu werden, wenn auch spezielle Untersuchungen dazu praktisch nicht aufzuspüren sind.⁴ Der alte Hildebrand im *Hildebrandslied*,⁵ Koralus in Hartmanns von Aue *Erec*, der alte Vater Willehalms, Heimrich von Narbonne in Wolframs von Eschenbach Versepos *Willehalm*, der uralte Titurel in Wolframs Fragmentdichtung *Titurel* oder der Alte Mann vom Berg in des Strickers *Daniel von dem Blühenden Tal* wären nur einige der vielen Beispiele, die aber alle noch genauer unter dem Blickwinkel „alter“ Mensch als kulturanthropologisches Phänomen zu untersuchen wären.⁶

In meinem Beitrag möchte ich mich im Besonderen auf die Gattung der spätmittelalterlichen Mæren beziehen, die sich gut dafür eignet, außerordentlich vielschichtige Einblicke in den öffentlichen Diskurs, in die Mentalitätsgeschichte, Emotionsgeschichte und Alltagsgeschichte zu gewinnen. Mittels humorvoller Erzählungen gelangt dort ein ganzes Spektrum an lebenswichtigen Themen zur Sprache, über die das Publikum offensichtlich nicht nur zu lachen eingeladen wurde, sondern die zugleich das Leben des Menschen in

³ John A. Burrow, *The Ages of Man: A Study in Medieval Writing and Thought*. Oxford 1986; vgl. dazu Goodich, *From Birth to Old Age* (wie Anm. 9).

⁴ Siehe z. B. Elisabeth Frenzel, Art. Der verliebte Alte. In: dies., *Motive der Weltliteratur: Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. 4., überarbeitete und ergänzte Aufl. Stuttgart 1992, 1–11; Rudolf Schenda, Alte Leute. In: Kurt Ranke (Hg.), *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 1. Berlin-New York 1977, 373–380; vgl. dazu die Spezialuntersuchung von Sieglinde Hartmann, *Altersdichtung und Selbstdarstellung bei Oswald von Wolkenstein: Die Lieder Kl 1 bis 7 im spätmittelalterlichen Kontext* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 288). Göttingen 1980. Sie warnt zu Recht davor, den Typus ‚Alterslied‘ im Werk dieses Südtiroler Dichters allein, wenn überhaupt aus biographisch-psychologischer Sicht zu interpretieren (15f.): „Oswald entwickelt in diesen Altersliedern, die er lange vor seinem wirklichen Greisenalter und zwanzig Jahre vor seinem Tod verfasst hat, keinen individuellen Spätstil, wohl aber charakteristische Stilformen einer persönlichen Auseinandersetzung mit bestimmten Aspekten spätmittelalterlich christlicher Altersauffassung.“

⁵ Vgl. dazu den Beitrag von Wolfgang Dinkelacker in diesem Band.

⁶ Siehe dazu die Aufsätze von Claudia Brinker-von der Heyde, Detlev Goller und Ingrid Bennewitz in diesem Band. Vgl. dazu auch die vielfältigen Beiträge in: Albrecht Classen (Hg.), *Old Age in the Middle Ages and the Renaissance: Interdisciplinary Approaches to a Neglected Topic* (Fundamentals of Medieval and Early Modern Culture 2). Berlin-New York 2007.

seiner komplexen Vielfalt zu spiegeln versprochen und somit zur ethischen, moralischen und philosophischen Reflexion einladen.⁷

Sowohl die Sexualität als auch das (un)glückliche Eheleben standen dabei immer wieder im Vordergrund, wohl weil hierbei die meisten Konflikte entstanden, wofür sich offensichtlich das Publikum zentral interessierte.⁸ Klaus Grubmüller bestimmt den Themenkanon der *mæren* folgendermaßen: (Begründung der Gattung), Varianten der Ordnungsdiskussion, die Ordnung der Liebe (Minnemoral und Minnebetrug), die Fallstricke der Sexualität (frivole Komik), der Außenseiter, Erzählen als Gattungsreflexion, Liebes- und Ehethematik im Werk Heinrich Kaufringers, die Freisetzung des Bösen (der Weg ins Grotteske).⁹

⁷ Umfassend dazu: Novellistik des Mittelalters: Märendichtung, hg., übers. und kommentiert von Klaus Grubmüller (Bibliothek des Mittelalters 23). Frankfurt am Main 1996, 1005–1018. Vgl. dazu: Klaus Grubmüller, L. Peter Johnson und Hans-Hugo Steinhoff (Hg.), Kleinere Erzählformen im Mittelalter (Paderborner Colloquium 1987. Schriften der Universität-Gesamthochschule-Paderborn. Reihe Sprach- und Literaturwissenschaft 10). Paderborn u. a. 1988; Walter Haug und Burghart Wachinger (Hg.), Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts (Fortuna vitrea 8). Tübingen 1993. Grundlegend haben diese Gattung erforscht: Hanns Fischer, Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 12). München 1966; ders., Studien zur deutschen Märendichtung, hg. von Johannes Janota. Tübingen ²1983; Karl-Heinz Schirmer (Hg.), Das Märe: Die mittelhochdeutsche Versnovelle des späteren Mittelalters (Wege der Forschung 558). Darmstadt 1983; Hans-Joachim Ziegeler, Erzählen im Spätmittelalter: Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 87). München 1985; Joachim Heinzle, Altes und Neues zum Märenbegriff. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 117 (1988) 277–296; Albrecht Classen, Gender Conflicts, Miscommunication, and Communicative Communities in the Late Middle Ages: The Evidence of Fifteenth-Century German Verse Narratives. In: Jean E. Gossall-Myers (Hg.), Speaking in the Medieval World (Cultures, Beliefs and Traditions 16). Leiden-Boston 2003, 65–92.

⁸ Elisabeth Wåghäll Nivre, Women and Family Life in Early Modern German Literature (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture). Rochester/NY-Woodbridge/Suffolk 2004; Albrecht Classen, Der Liebes- und Ehediskurs vom hohen Mittelalter bis zum frühen 17. Jahrhundert (Volksliedstudien 5). München 2005.

⁹ So in leicht abgewandelter Fassung das Inhaltsverzeichnis. Allein auf die humoristische Seite hin betrachtet wird die Gattung *mære* von den Beiträgern zu: Werner Röcke und Helga Neumann (Hg.), Komische Gegenwelten: Lachen und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit. Paderborn u. a. 1999; siehe jetzt auch Victor Millet, Märe mit Moral? Zum Verhältnis von weltlichem Sinnangebot und geistlicher Moralisierung in drei mittelhochdeutschen Kurzerzählungen. In: Christoph Huber, Burghart Wachinger und Hans-Joachim Ziegeler (Hg.), Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters. Tübingen 2000, 273–290.

Trotzdem entwickelten viele der Mære-Autoren darüber hinaus bemerkenswerte Perspektiven, die direkt bis zum hohen Alter der Protagonisten führen, womit dieser Lebensabschnitt im literarischen Rahmen ebenfalls zur Sprache kam. Während die theologisch und philosophisch orientierte Forschung traditionell das Thema der ‚drei Lebensabschnitte‘ behandelt hat,¹⁰ gilt es nun, auch die praktische Einstellung zum hohen Alter, wie es im fiktionalen Rahmen diskutiert wurde, genauer in den Blick zu nehmen, wofür speziell die Mæren befragt werden können.

Vorweg lässt sich konstatieren, dass die Menschen im Mittelalter wie in der Moderne ein eher zwiespältiges Verhältnis zum hohen Alter besaßen, sei es, dass man Angst davor empfand (Johannes von Tepl, *Der Ackermann*), sei es, dass man den alten Menschen mit Respekt und Verehrung begegnete (z. B. anonym, *Die sieben alten Weisen*).¹¹ Innerhalb des Liebesdiskurses der Mæren beobachtet man, dass alte Menschen auch akzeptiert wurden und eine würdige Funktion im sozialen Kontext erfüllen konnten. Zugleich werden wir aber ebenso auf Beispiele stoßen, die das Gegenteil belegen, nämlich Verachtung und Verspottung. Besonders wichtig erweist sich aber fast überall, dass das Alter nicht einförmig beurteilt wird, sondern als ein Lebensabschnitt angesehen wird, der seine Vor- und Nachteile besitzt, solange es nicht zu Mischverhältnissen in der Ehe kommt, was aber in zahllosen Erzählungen des gesamten Mittelalters immer wieder thematisiert wurde.

Insgesamt werde ich die These verfolgen, dass das Alter komplex beurteilt wurde, d. h. als wichtiger und zugleich schwieriger Lebensabschnitt, der zwar leicht zu Torheit, dafür aber auch zu hohem Ansehen führen konnte je nach Kontext und sozialen Bedingungen. Die konzentrierte Analyse von ausgewählten Beispielen aus der Mæren-Dichtung wird uns die Möglichkeit bieten, genau diesen diskursiven Charakter wahrzunehmen und Einblick zu gewinnen, wie unterschiedlich je nach Kontext und Intention alte Menschen beurteilt wurden.

In *Der Schlegel* von Rüdiger der Hünkhover, verfasst etwa in der Mitte des 13. Jahrhunderts von einem wenig greifbaren Dichter aus der Nähe von Regensburg, stoßen wir auf ein geradezu klassisches, allemal biblisch zu nennendes Thema, das eng mit dem vierten Gebot in Verbindung steht, da es um die Beziehung zwischen einem alten, reichen Mann und seinen Kin-

¹⁰ Burrow, *The Ages of Man* (wie Anm. 3).

¹¹ Ralf-Henning Steinmetz (Hg.), *Die Historia von den sieben weisen Meistern und dem Kaiser Diocletianus*. Nach der Gießener Handschrift 104 mit einer Einleitung und Erläuterungen. Tübingen 2001.

dem geht.¹² Der Erzähler gibt selbst gleich eingangs zu erkennen, dass seine Versnovelle dazu dienen soll, den Sinn des alttestamentarischen Gebotes besser im zeitgenössischen Kontext zu verstehen, wobei er sowohl Jung als auch Alt in sein intendiertes Publikum einschließt: *alten und jungen ze hœren guot* (8). Seine Intention ist freilich doppelt ausgerichtet, denn einerseits appelliert er an die Kinder, ihre alten Eltern zu ehren (10), andererseits warnt er die alten Menschen davor, sich naiv dem guten Willen ihrer Kinder anzuvertrauen (11f.). Dieser zweite Satz muss genau beachtet werden, um die komplexe Handlungsentwicklung folgen zu können, denn zunächst zieht sich der Erzähler hinter die topische Redeweise vom Verfall der Welt zurück, weil die Jugend nicht länger mehr das Alter ehre: *daz wilent was gehiure, / nemt war, daz ist nu tiure* (19f.).¹³ Das ihn beschäftigende Problem illustriert er anhand des Beispiels eines reichen, ehrenhaften und tugendhaften Kaufmanns, der seine drei Söhne und zwei Töchter mit vielen Gütern ausstattet und ihnen damit ein leichtes und angenehmes Leben ermöglicht. Sobald aber seine eigene Frau gestorben ist (40), verliert er selbst die Lust am Leben und will sich in den Ruhestand zurückziehen, den er bei seinen Kindern zu finden hofft.¹⁴

Aus moralisch-religiöser Sicht zieht er nun die wohl richtige Konsequenz und beschließt, sich von seinen Reichtümern zu befreien und diese vollständig seinen Kindern zu überlassen in der törichten Hoffnung, dass diese sich dann um ihn bis zu seinem Tod kümmern würden: *ez ist guot, daz ich wende / mîn guot ze mînen kindelîn, / daz si her nâch gedenken mîn* (56–58). Der Dichter erwähnt aber, dass dieser alte Mann durchaus noch einmal heiraten könnte, denn er entscheidet sich erst nach reichlicher Überlegung dagegen, eine zweite Frau zu nehmen, will er ja lieber als *witeware* (72) seinen Lebensabend verbringen und seine Sünden büßen. Obwohl er sogar auf die Notwendigkeit hinweist, er müsse von nun an am Stock gehen (66), erweist sich diese Bemerkung mühelos als topische Floskel, denn in der nachfolgen-

¹² Zitiert nach: Novellistik des Mittelalters (wie Anm. 7) 112ff., siehe den ausführlichen Kommentar dazu 1070–1082.

¹³ Eines von vielen Beispielen wären die einleitenden Bemerkungen zu Mai und Beaflo, hg., übers., kommentiert und mit einer Einleitung von Albrecht Classen (Beihefte zur Mediaevistik 6). Frankfurt am Main u. a. 2006, 1–50; in der didaktischen Literatur des Mittelalters stoßen wir auf zahlreiche einschlägige Kommentare dazu, so etwa bei Hugo von Trimberg, der in seinem *Renner* ausgiebig das Verhältnis von Alt und Jung diskutiert, siehe dazu Jutta Goheen, Mensch und Moral im Mittelalter: Geschichte und Fiktion in Hugo von Trimbergs [sic] ‚Der Renner‘. Darmstadt 1990, 81–86.

¹⁴ Siehe dazu den Beitrag von Alexander Brungs in diesem Band.

den Zeit muss er sich immer wieder auf Wanderung begeben und von einem Sohn zum anderen bzw. von einer Tochter zur anderen gehen, ohne dass seine körperliche Schwäche dies verhindern würde, wie wir aus zwei Versen im späteren Verlauf erkennen können: *Sinen geverten er niht lie, / der vor sinen triten gie* (205–206).

Weder bettlägerig noch wirklich hilflos vermag sich dieser alte Mann finanziell nicht mehr selbst zu versorgen und wird sehr rasch seinen Kindern bzw. deren Familien lästig, weil sie ihn nicht mehr brauchen und seine Besuche allein als Bürde ansehen, die sie gerne los sein würden, wenn es sich „schicklich“ machen ließe. Nun merkt der Kaufmann, welch großen Fehler er begangen hatte, als er all sein Vermögen an die Kinder weitergegeben hatte, ohne genügend Geld für sich selbst zu behalten: *wes hân ich silber unde golt / minen kinden dar gebolt, / und ich nu selbe niht enhân* (271–273). Er schimpft sich selbst *ein unsælic man* (274), bejammert zugleich sein hohes Alter und die Körperschwäche: *unde bin gar abe geschaben* (277), was sich leicht als psychologische Selbstmanipulation identifizieren lässt, die umso schlimmer wird, je mehr er seine völlige Abhängigkeit von seinen Kindern wahrnimmt und an seiner Ausweglosigkeit verzweifelt.

Die Kritik richtet sich also nicht gegen das Alter schlechthin, sondern gegen die törichte Entscheidung, all seinen Besitz zu jenem Zeitpunkt unnötigerweise wegzugeben und sich darauf zu verlassen, dementsprechend angemessen von seinen Kindern behandelt und gepflegt zu werden: *ouwê ich armer, waz hân ich / an mir selben getân* (338–339). Das entscheidende Problem bezieht sich also auf die *ner* (348) von alten Menschen, d. h. auf ihre soziale Einbindung und Versorgung auch über die Zeit hinaus, in der sie sich selbst um ihr Einkommen und ihren Lebensunterhalt kümmern können. Zu berücksichtigen bleibt außerdem, dass der Dichter seinen Protagonisten keineswegs einfach als alten, pflegebedürftigen Menschen beschreibt, sondern als einen Vater hinstellt, der unvernünftigerweise sein ganzes Vermögen viel zu früh seinen Kinder übergeben hatte in der irrigen Annahme, dass sie sich pflichtgemäß und verantwortungsvoll um diesen alten Mann kümmern würden. Hätte er diese falsche Entscheidung nicht getroffen, bestände für ihn keinerlei Notwendigkeit, sich um sein alltägliches Wohlbefinden zu sorgen, aber seine eigene Torheit ließ ihn völlig von seinen Kindern abhängig werden, denen man noch nicht einmal wirklich Fehlverhalten vorwerfen möchte, wenn man die konkrete Situation berücksichtigt.

Die erzählerische Handlung erfährt jedoch eine signifikante Wendung, als der alte, zutiefst betrubte Mann auf einen Freund aus früheren Tagen stößt, der ihm mit einer höchst wirkungsvollen Empfehlung aus seiner unange-

nehmen Lage hilft. Anstatt die Kinder zu bestrafen oder zu gewalttätigen Maßnahmen zu greifen, schlägt er ihm vor, eine Kiste schaffen zu lassen, die bislang noch verborgen gehaltene Schätze zu enthalten scheint, die nur demjenigen zustehen sollen, der sich angemessen um den alten Vater gekümmert habe. Zunächst aber schimpft er über die verkehrte Hoffnung, dass sich alte Leute auf ihre Kinder verlassen können:

*daz wir uns lân an unser kint,
und si uns ungehørsam sint,
sô wir lîp unde leben
und ouch die sêle durch si geben,
dâ mit verdienen wir wan daz,
daz si untriuwe unde haz
iemer mêre uns bietent
und sich schiere unser genietet (491–498).*

Die weitere Entwicklung scheint zwar zunächst den moralischen Kodex zu bestätigen, wonach die Schuld ausschließlich bei den jungen Leute liegt, die sich nach anfänglicher Zuneigung zu dem alten Vater nicht mehr dazu durchringen können, auch nur einen Finger für ihn zu rühren, weil er ihnen in jeder Hinsicht lästig geworden ist. Auch die geheimnisvolle Kiste, die demjenigen neue Schätze zu versprechen scheint, der sich am besten um den Greis kümmert, bestätigt diesen Eindruck, denn kaum hat der älteste Sohn den Schlüssel bemerkt, der Zugang zu dieser Kiste verspricht, verändert sich schlagartig das Leben des alten Vaters. Anstatt ihn zu verachten und zu vernachlässigen, bemühen sich alle seine Kinder eifrigst und im Wettstreit darum, seine Gunst zu gewinnen, weil sie glauben, damit am ehesten oder am sichersten zum einzigen Besitzer dieser mysteriösen Reichtümer zu werden. Jeder bemüht sich nun darum, sich als treuer Sohn bzw. treue Tochter zu beweisen, obwohl doch der Grund für dieses neuartige Benehmen allein darin besteht, dass sie begierig darauf sind, den letzten Schatz für sich allein zu gewinnen: *daz vuogte sich von dem schrîne (774)*.

Während der alte Mann vorher fast vergeblich um Einlass bei seinen Kindern gebeten hatte, drängen sich ihm nun alle geradezu aggressiv auf, weil sie darauf hoffen, einander in Fürsorge um den Vater ausstechen zu können, der sie dann, wie sie glauben, bei der Verteilung seiner letzten Schätze bevorteilen würde. Während man ihn vorher mit Widerwillen empfing, stehen ihm nun alle Türen offen: *tür unde tor wart enspart (906)*. Dass sich aber gar nichts am Verhalten der Kinder geändert hat, macht sich daran bemerkbar, dass die Brüder zwar den Vater dazu drängen, stets bessere Klei-

dung anzunehmen, aber im Grunde nur darauf hoffen, so seine Gunst zu gewinnen. Dieser hingegen verteilt die abgelegten Sachen an die Armen, *Jenez er aber den armen gap. / dâ mit êrte er daz heilege grap* (987–988), gibt also sofort zu erkennen, dass er eine wesentlich tiefere Einsicht darüber besitzt, welchen Wert die weltlichen Dinge wirklich ausmachen, während die junge Generation bloß danach strebe, materiellen Besitz zu erwerben.

Kurz vor dem Tod des alten Mannes beredet er sich noch einmal mit seinen Kindern, weigert sich aber, vorzeitig die Schlüssel für die Kistenschlösser auszuteilen, weil dadurch Streit entstehen könnte und man sich deswegen nicht um seinen Leichnam kümmern würde: *und liezt den lîcham lihte ligen* (1102). Sowohl in der Gegenwart als auch in der Vergangenheit spielt der Toteskult eine große Rolle, was eigentlich selbstverständlich sein dürfte, aber der Erzähler weist explizit darauf hin, dass auch das Gegenteil der Fall sein könnte, was bedeuten würde, dass der alte Mann unter ungünstigen Umständen schlicht verscharrt werden würde, ohne im Rahmen der Kirche ordentlich begraben zu werden, was jedoch einen erheblichen Kostenaufwand bedeutete.¹⁵ Weil aber seine Kinder hoffen, durch ihr vermeintlich christliches Benehmen Anerkennung für ihr „würdiges Verhalten“ zu erhalten, was ihnen einen Anspruch auf die letzten Schätze ihres Vaters verschaffen könnte, vollziehen sie alle die erwarteten Riten zu Ehren ihres Vaters, wenngleich sie dann anschließend die bittere Wahrheit erfahren müssen, dass die Kiste leer ist und nur einen Prügel mitsamt einem Brief enthält, in dem sie mit ihrem eigenen schandhaften Verhalten konfrontiert werden: *Der rede kûme wart erbîten. / dar nâch mit gemeinen sîten / beide vrouwen unde man / giengen zuo der kisten dan* (1118–1120).

Die Botschaft des Briefes überrascht sowohl die fiktionalen Gestalten als auch die Rezipienten, denn sie betrifft nur den alten Mann, der so töricht gewesen war, vorzeitig sein ganzes Vermögen an die Kinder weiter zu geben, ohne zu bedenken, dass sie sich dann nicht weiter um ihn kümmern würden, da sie ja bereits all sein Vermögen erhalten hatten. Das Epimythion vermittelt deswegen nicht nur Kritik an dem niederträchtigen Verhalten der nächsten Generation gegenüber dem Vater, sondern sie richtet sich auch gegen den alten Mann selbst, der nicht begriffen hatte, welche moralischen und ethischen Schwächen seine Kinder beherrschen, die in ihrer Denkweise allein

¹⁵ Eine ähnliche Kritik äußerte auch der Erzähler in Wirnts von Grafenberg *Wigalois*, Text der Ausgabe von Johannes Marie Neele Kapteyn, übers., erläutert und mit einem Nachwort versehen von Sabine Seelbach und Ulrich Seelbach. Berlin-New York 2005, 2315–2348.

auf finanziellen Gewinn ausgerichtet sind. Ja, mehr noch, der Erzähler wirft dem Vater vor, nicht vernünftig mit seinem Hab und Gut umgegangen und sich unnötigerweise in die Abhängigkeit seiner Kinder begeben zu haben.

Die Versnovelle klingt mit allgemeinen Empfehlungen aus, die sich an Menschen aller Altersstufen richten: *gêt ot nâch der affenheit / und weset dar an unverzeit, / sô wirt iuwer eselheit / ze beiden sîten vil breit / und werdet den narren gemeit / und den wîsen herzenleit* (1193–1198). Zugleich vernehmen wir aber auch den Ratschlag, sich eher an gute und verlässliche Freunde zu wenden als an Verwandte, die ja doch nur auf das Geld aus seien, das man ihnen hinterlasse: *geborne vriunde* (1176). Rüdiger der Hünkhover wählte als Grundlage seiner Versnovelle das vierte Gebot, aber er beabsichtigte keineswegs eine konservative Idealisierung alter Eltern, verbunden mit einer Kritik an den rücksichtslosen Kindern. Auch der alte Vater erweist sich als unbedacht und im Grunde sogar unverantwortlich, weil er durch die viel zu rasche finanzielle Transaktion sich selbst zur Last für die jüngere Generation machte, ohne jegliche Mittel für die eigene Selbständigkeit zu behalten. Wie der Text auf dem Brief, der an dem Schlegel angehängt war, nur zu deutlich zum Ausdruck bringt, verdient der ehemals reiche Kaufmann selbst eine Tracht Prügel, weil er sich völlig unnötig zu einem abhängigen alten Mitglied der Großfamilie gemacht hat: *den sol man zem besten / slahen an die hirnbollen / mit disem slegel envollen, / daz im daz hirn mit alle / ûf die zungen valle* (1141–45). Der Appell des Erzählers richtet sich also besonders an die Menschen, die kurz vor dem Ruhestand stehen und sich selbst ohne Weiteres finanziell absichern könnten, wenn sie rational mit den ihnen noch zur Verfügung stehenden Geldmitteln umgehen. Es trifft also, folgen wir dem hier gebotenen Beispiel, gar nicht unbedingt zu, dass es im Mittelalter keine Vorstellungen von Ruhestand gegeben hätte, vor allem wenn wir die soziale Schicht der reichen Kaufleute und Patrizier berücksichtigen, während es in der Welt der Handwerker und Bauern wohl wieder ganz anders ausgesehen haben dürfte.¹⁶

¹⁶ Elaine Clark, *The Quest for Security in Medieval England*. In: Michael Sheehan (Hg.), *Aging and the Aged in Medieval Europe* (Papers in Medieval Studies 11). Toronto 1990, 189–200. Shahaar, *Growing Old* (wie Anm. 8) 13f., macht hierbei zwar auch einige Zugeständnisse, aber generell postuliert sie doch, dass einer der entscheidenden Unterschiede zwischen der Moderne und dem Mittelalter in dem Fehlen von „age-linked retirement“ (171) bestanden habe. Ganz anders urteilt hingegen Joel Thomas Rosenthal, *Old Age in Late Medieval England*. Philadelphia 1996, 93–114, 188–190.

Eines der faszinierendsten Beispiele für die Thematisierung von Alter findet sich in Heinrichs von Kaufringers Mære *Die unschuldige Mörderin*.¹⁷ Die entscheidenden Begebenheiten ereignen sich während der Jugend der Protagonisten; zu einer triumphalen Lösung werden sie allerdings erst im Alter gebracht. Während der Vorbereitungen auf die Hochzeit wird sie tragischerweise eine Nacht vor dem großen Ereignis von einem liebestollen Mann vergewaltigt. Zwar gelingt es ihr, diesen zu töten, aber sie kann die Leiche nicht ohne die Hilfe des Torwächters in den Brunnen werfen, der sich dafür mit einer sexuellen Vereinigung bezahlen lässt und deshalb von ihr ebenfalls in den Brunnen gestürzt wird. In der Hochzeitsnacht lässt sich die Dame heimlich durch ihre Zofe vertreten; die zunächst erfolgreiche List führt dann aber fast zur Katastrophe, weil die Zofe nach Vollzug der Ehe das Bett des Prinzen nicht verlassen will. Die Dame zündet darauf die Kammer an und rettet in letzter Minute ihren Bräutigam, während die Zofe erbärmlich verbrennt. Somit hat diese junge Frau drei Morde auf sich geladen, aber keinerlei Verdacht fällt auf sie, was ihr die Chance einräumt, ihr ganzes Leben ohne jegliche Vorwürfe oder Verdächtigungen seitens der Hofgesellschaft zu verbringen.

32 Jahre führen die beiden nun eine glückliche Ehe, doch das schlechte Gewissen wegen der ungesühnten Morde verlässt die Königin niemals. Eines Tages wecken ihre Tränen, die sie wegen der Morde vergießt, ihren Ehemann, der seine nun alte Ehefrau nach der Ursache fragt. Zunächst erfahren wir, wie viele Jahrzehnte sie tatsächlich unter diesem Schuldbewusstsein gelitten hat und nun nicht mehr zu schweigen vermag: *die fraw kund sich enthalten nicht; / si hett so vil jamers pflicht, / das im der herr hett fürgenommen, / er wolt sein an ain end komen* (647–650). Unter vielen Tränen gesteht sie ihrem Mann alle Untaten, die sie aus reiner Notwehr am Vorabend ihrer Eheschließung begangen hatte, aber anstatt aufbrausend und voller Aggression auf diese Enthüllung zu reagieren, umarmt er sie und drückt sie liebevoll an sich, denn er versteht sofort, welch großes Leiden sie über viele Jahrzehnte auf sich genommen hatte: *,du hast gar hart erarnet mich‘, / sprach er zuo der frawen do, / ,ich will mit dir leben so, / das ich dir immer dienen wil, / wann du haust erlitten vil / durch meinen willen, das ist war‘* (690–695).

In einer überraschenden Wende verspricht er ihr, sie nicht für die von ihr begangenen Taten büßen zu lassen. In Anerkennung ihres großen Leidens: *wann du haust erlitten vil* (694), verspricht er auch, das von ihr offenbarte Geheimnis für sich zu bewahren und ihr öffentliches Ansehen in keiner Wei-

¹⁷ Hier zitiert nach Novellistik des Mittelalters (wie Anm. 7) 798–838; vgl. dazu Heinrich von Kaufringer, Werke, hg. von Paul Sappler. I: Texte. Tübingen 1972, 154–173.

se zu beeinträchtigen. Der Erzähler schaltet sich schließlich noch selbst ein; er betont, dass sie sich niemals irgendetwas zu Schulden kommen ließ, sondern sich nur mit Entschiedenheit gegen die Übeltäter zur Wehr gesetzt hatte: *wärlich es gevelt mir wol / und dunkt mich sein guot und recht, / wenn untrew iren herren slecht, / als den vieren geschehen ist. / aber die fraw oun argen list, / [...] / die hat geliten grosse pein* (746–752). Der Dichter betont, dass die Protagonistin, trotz ihrer mörderischen Handlungen, völlig unschuldig sei und dennoch zeit ihres Lebens schwere Last auf ihrem Gewissen zu tragen hatte: *die hat gelitten grosse pein / und darzuo vil manig swär. / darumb das si oun gevär / ist gewesen und auch guot* (752–755).

Entscheidend für unsere Fragestellung erweist sich die Tatsache, dass hier ein kleiner, aber höchst bemerkenswerter Einblick in die psychischen Bedingungen gestattet wird, die zwischen einem alten, glücklich verheirateten Ehepaar bestehen. Der vom Erzähler gewählte Zeitpunkt für die Enthüllung ihres Geheimnisses, das nun schon mehr als drei Jahrzehnte zurückliegt, besitzt ebenfalls erhebliche Bedeutung, denn die beiden befinden sich an einem ruhigen Ort, offensichtlich ungestört vom gesamten Hof, und er schläft, mit seinem Kopf in ihrem Schoß ruhend, während sie in selbstquälenderischer Unruhe ihre schrecklichen Taten in der Vergangenheit reflektiert. Ihre Tränen, die dem König ins Gesicht fallen, wecken diesen auf; er drängt sie nun, ihm die Ursache für die Tränen zu nennen. Sie verlangt ihm zunächst das Versprechen ab, nicht zornig zu werden und sie nicht zu hassen (651–654). Erst dann wagt sie, alles zu gestehen und jede einzelne Mordhandlung zu beschreiben, die sie in Notwehr zum Schutz ihrer eigenen Person ausgeführt hatte.

Ihr Ehemann zeigt dann keineswegs die befürchtete aggressive Reaktion, vielmehr nimmt er sie sanft in seine Arme und bedauert ihr großes Leiden, wofür er ihr stets bis an sein Lebensende zu Diensten sein wolle: *das ich dir immer dienen wil, / wann du haust erlitten vil / durch meinen willen, das ist war* (693–695). Er spricht sie frei von jeglicher Schuld, betont sogar, dass sie weder in der Gesellschaft noch bei ihm angeklagt werden würde (696–699), worin ihm der Erzähler gänzlich beipflichtet.

Eine bisher nicht beachtete narrative Parallele zu Hartmann von Aues *Erec* verdient unsere besondere Beachtung: In diesem hochhöfischen Versroman gibt es eine ähnliche Szene; der junge Ehemann liegt scheinbar schlafend in Enites Schoß, während sie im Glauben, dass er sie nicht hören würde, ihre Klagen über den Verlust der höfischen Ehre anstimmt (3026–3032). Dies aber erweist sich als Katalysator für Erec, der sofort handelt, auf lange Zeit

aber seine Frau als die Schuldige an seinem eigenen Versagen behandelt.¹⁸ Der in Enites Schoß liegende Erec erweist sich zunächst als unfähig, mit seiner Frau zu kommunizieren und erfasst nicht, was notwendig ist, um eine funktionierende Ehe zu führen. Erst ein langer mühsamer und kummervoller Leidensweg bringt Erec und Enite wieder zusammen. Erst dann finden sie in der Balance zwischen privaten Bedürfnissen und öffentlichen Anforderungen ihr wahres Eheglück.

In Kaufringers Versnovelle ist zwar zunächst die gleiche Situation gegeben, denn auch hier liegt der Ehemann schlafend in ihrem Schoß, aber er bittet sie darum, sich all ihren Kummer von der Seele zu reden und erklärt dann in emotional berührender Weise ihre völlige Unschuld. Dieser Ehemann braucht sich nicht mehr selbst zu bestätigen und kann auf ein langes, offensichtlich erfolgreiches und glückliches Leben mit seiner Frau zurückblicken. Die beiden verstehen weitgehend die wichtigsten Prinzipien einer funktionierenden Kommunikation und wenden sie in der Praxis an, indem er sie zum Reden auffordert, sie geduldig anhört und dann sensibel und liebevoll seine Reaktion und Denkweise zu erkennen gibt.¹⁹ In Hartmanns *Erec* handelt es sich um ein sehr junges, unerfahrenes Ehepaar, in Kaufringers Versnovelle um ein altes, längst bewährtes und lebenskluges Ehepaar, das nach 32 Jahren gemeinsamer Existenz einander vollkommen versteht und genau weiß, wie sie aufeinander zu reagieren haben, um den kommunikativen Fluss aufrechtzuhalten. Während Erec und Enite erst noch viele schwere Proben über sich ergehen lassen müssen, bevor sie sowohl physisch als auch geistig zueinander gefunden haben, bietet uns Kaufringer ein Beispiel für das genaue Gegenteil und entwirft somit das Idealbild eines alten Ehepaars, das sich gegenseitig unterstützt und anerkennt, auch wenn wir aus den sparsamen Schlussbemerkungen des Erzählers nur wenig an Einzelheiten über ihr gemeinsames Leben erfahren. Zwar ruht die Aufmerksamkeit der Erzählung auf der Frage, ob sie sich rechtmäßig verhalten habe, d. h. ob sie als Mörderin zu beurteilen sei oder als tapfere Frau, die in höchster Not ihre Ehre und ihr eheliches Glück zu verteidigen gezwungen war. Der biographische Rahmen gestattet uns jedoch, diesen Text als Beleg dafür heranzuziehen, dass

¹⁸ Hartmann von Aue, *Erec*. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung von Thomas Cramer. Frankfurt am Main 2003.

¹⁹ Wenngleich viele mittelalterliche Texte das kommunikative Problem anschnitten und z. T. explizit in ihrer Thematik darauf aufgebaut sind, kommt es nur selten zu einem glücklichen Ausgang, siehe dazu Albrecht Classen, *Verzweigung und Hoffnung: Die Suche nach der kommunikativen Gemeinschaft in der deutschen Literatur des Mittelalters* (Beihefte zur Mediaevistik 1). Frankfurt am Main u. a. 2002.

spätmittelalterliche Dichter ohne weiteres ein altes und glückliches Ehepaar projizieren konnten, ohne in die traditionellen Stereotype vom schrecklichen, kaum erträglichen Alter zurückzufallen.²⁰

Eine ganz andere Perspektive auf das Leben alter Leute findet sich in Kaufringers Mære *Die halbe Decke*, das allerdings kaum als innovativ anzusehen ist, sondern bloß eine der zahllosen Varianten des gleichen Motivs bildet und zutiefst religiös geprägt ist; es weist darin Ähnlichkeiten zu Rüdigers der Hünkhover *Der Schlegel* auf. Kaufringer bezieht sich eingangs gleich auf die Zehn Gebote und betont dabei vor allem das vierte: *wer vatter und muoter ert, / dem fristet got sein lankleben* (2f.).²¹ Trotz dieser universal anwendbaren Regel klagt der Erzähler darüber, wie weit gerade das Gegenteil davon verbreitet sei, denn überall würden die jungen Leute ihre Eltern verachten und misshandeln: *doch hon ich oft genomen war, / als man sein laider vil sicht, / das es in der welt geschicht, / das das kint dem vatter sein / tuot manig schwäch und auch pein* (6–10). Zur Illustration dient dann folgende Erzählung von einem reichen Mann (15), der sich kaum um seinen alten Vater kümmert und ihn damit in Not stürzt. Jener muss Hunger leiden und ist im Winter hilflos der Kälte ausgesetzt. Der reiche Mann ignoriert ihn, weil sein Herz verschlossen ist: *wie vil er hett kummer und smerzen, / das gieng dem suon nicht ze herzen* (23–24). Dafür aber zeigt sich der Enkel als mitleidvoll und zeigt unablässig seine Liebe zum Großvater: *zuo dem hett er trewe vil / und gross lieb oun endes zil* (27–28). Der Zehnjährige besucht regelmäßig den alten Mann, der stark unter der winterlichen Witterung leidet und trotzdem nicht wagt, seinen Sohn um Hilfe zu bitten. Daher wendet er sich an den Enkel in der Hoffnung, dass dieser leichter etwas bei seinem Va-

²⁰ Breiter zu dieser Erzählung, wengleich ohne Berücksichtigung des Altersmotivs, Marga Stede, Schreiben in der Krise: Die Texte des Heinrich Kaufringer (Literatur – Imagination – Realität 5). Trier 1993, 108–116; siehe auch Kurt Ruh, Erzählung von der „Unschuldigen Mörderin“. In: ders., Kleine Schriften, hg. von Volker Mertens. Bd. 1. Berlin-New York 1984, 170–184; einen ausführlichen Kommentar bietet Klaus Grubmüller in *Novellistik des Mittelalters* (wie Anm. 7) 1285–1291. Völlig missverstanden hat wohl Wolfgang Spiewok die Kernaussage dieser Versnovelle. Im Kommentar zu den einzelnen Texten in seiner Übersetzung: *Altdeutsches Decameron*, hg. und übertragen von Wolfgang Spiewok. Berlin 1984, 782, bemerkt er bloß: „Der grausige Inhalt dieser wohl grellsten Geschichte des Autors gemahnt an die Handlungsführung späterer Schauerdramen und an blutrünstige Moritaten.“ Vgl. dazu jetzt sehr breit angelegt Klaus Grubmüller, *Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Mære – Novelle*. Tübingen 2006; auf Motive des Alters geht er jedoch nicht ein.

²¹ Kaufringer, Werke (wie Anm. 17) 224–227.

ter erreichen könnte. Wenn sein Sohn ihm noch nicht einmal *ain schnöde wat* (43) gewähren würde, könnte dies seinen Tod bedeuten (42). Der Enkel begibt sich sofort zu seinem Vater und kann diesen durch seine freundliche Bitte sofort dazu bewegen, dem Großvater eine alte Decke (*kotzen*, 65) zu besorgen; allerdings erfüllt nur Abneigung den Sohn gegenüber seinem alten Vater, wie der Erzähler schildert, *er truog seinem vatter haß* (63); ja, es erfüllt ihn sogar mit Freude, dass jener so sehr unter dem Wetter leidet.

Dann nimmt das Mære aber schlagartig eine fast unerwartete Wendung, als der Zehnjährige von seinem Vater eine zweite, ebenso erbärmliche Decke erbittet, obgleich dieser ihn viel lieber mit den besten Kleidungsstücken ausgestattet hätte: *die sind wärlich baß dein fuog / dann diser kotz rauch und hert* (78–79). Erst nachdem der Sohn diese zweite Decke erhalten hat, verrät er deren Zweck; er möchte diese Decke keineswegs für sich selbst benutzen, sondern für später aufheben, wenn der Vater einmal genauso alt und krank wie der Großvater sei, um diese ihm dann zu überreichen: *also will ich dir geben lon, / also du meinem enen hast getan; / nicht besser claider ich dir gan* (98–100). Diese Lektion schreckt den Vater so sehr, dass er sogleich seine Einstellung ändert und den Alten würdig und angemessen bis an dessen Lebensende pflegt, womit er das vierte Gebot endlich erfüllt, was die zentrale Botschaft Kaufringers an seine Zuhörer ist.

Von Interesse erweisen sich insbesondere die Verhältnisse zwischen den Generationen, denn der Vater liebt seinen Sohn geradezu abgöttisch und liest ihm jeden Wunsch von den Lippen, während er seinen alten Vater verachtet und geradezu hasst. Dagegen besteht ein enges emotionales Verhältnis zwischen Großvater und Enkel, was letztlich den Gesinnungswandel beim Vater herbeiführt, dem schlagartig vor Augen geführt wird, dass ihn das Alter selbst sehr rasch ereilen wird und er dann genauso von seinem Sohn abhängig sein wird wie sein eigener alter Vater von ihm. Kaufringer macht außerdem darauf aufmerksam, welche starken affektiven Bande zwischen Vater und Sohn herrschen, die von dessen intensiver Beziehung zu seinem Großvater überkreuzt werden. Der Erzähler macht explizit darauf aufmerksam, welche physischen und medizinischen Probleme im Alter auftreten können und appelliert an sein Publikum, rechtzeitig Mitleid zu empfinden und alle notwendige Hilfe den alten Eltern zu bieten, denn durch solch ein vorbildhaftes Verhalten würden sie sozusagen für sich selbst im Alter vorsorgen. Der Erzähler operiert also nicht bloß mit dem biblischen Modell, sondern erinnert ganz konkret daran, wie sehr alle Menschen voneinander abhängen und sich nicht darauf verlassen können, bis zu ihrem Tod keinerlei Unterstützung zu brauchen.

In enger Parallele zu Rüdigers Mære bedient sich Kaufringer einer konkreten, alltäglichen Situation, in die sich jeder unter seinen Zuhörern hineinsetzen kann, denn der Übergang vom aktiven, erfolgreichen Berufsleben zu einer von Krankheit und Not geprägten Existenz tritt oftmals rasch ein, ohne dass die Betroffenen angemessen darauf vorbereitet wären. Beide Autoren zeichnen das Bild eines armen und leidenden Mannes und seiner reichen, aber kaltherzigen Kinder. Während jedoch Rüdiger mit Prügelstrafen für denjenigen droht, der sich törichterweise im Alter freiwillig selbst entmündigt, appelliert Kaufringer an das christliche Moralverständnis und warnt nur davor, dass die junge Generation am Ende in die gleiche schlimme Lage geraten werde wie die alte. Beide Male entdecken wir jedoch ein klares Bewusstsein dafür, dass die Gesellschaft aus verschiedenen Generationen besteht und dass jede gleichermaßen Anerkennung und Hilfe bedarf, wenn nicht das soziale Gefüge zerreißen soll.

Eine ganz andere Perspektive von alten Menschen entwirft der anonyme Dichter des Mære *Die alte Mutter und Kaiser Friedrich*, die in einer Heidelberger und (stark überarbeitet) in einer Wiener, sowie fragmentarisch in einer Erfurter und Innsbrucker Handschrift überliefert ist und zuerst von Friedrich Heinrich von der Hagen ediert wurde.²² In der Wiener Handschrift taucht der Name *Volrat* auf, der den Dichter bezeichnen könnte, den Hanns Fischer in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ansiedelt.²³ Im Zentrum der Handlung steht eine adlige Dame hohen Alters, die ihre Hör- als auch Sehfähigkeit z. T. eingebüßt hat und trotz ihrer Gebrechen unbekümmert den Menschen ihre Meinung sagt und sie herumkommandiert (18–20). Mittlerweile hat sie auch ihren Mann verloren und muss sich auf ihren einzigen Sohn verlassen, der aber in keiner Weise ihren Anordnungen folgt: *swaz den diu muoter tuon hiez, / Dar ûf enaht' er niht ein bast* (24f.).

Die Ursache für den sich nun entfaltenden Generationenkonflikt liegt in einer unterschiedlichen Einstellung zum Geld. Der Sohn huldigt der traditionellen Tugend der Großzügigkeit und bemüht sich nach besten Kräften um öffentliches Ansehen, was eben große Unkosten verursacht: *er vertet siner huoben gelt, / Als man seit, nâch werdikeit* (36f.). Die alte Mutter sorgt sich

²² Friedrich Heinrich von der Hagen, Gesamtabenteuer: Hundert altdeutsche Erzählungen. ND Darmstadt 1961, Bd. 1, V. 89–100; den letzten Forschungsstand reflektiert Hedda Ragotzky, Art. Volrat. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters: Verfasserlexikon. 2., völlig neu bearb. Aufl., hg. von Burghart Wachinger u. a. Bd. 10. Berlin-New York 1997, 509–512. Sie weist auch auf die Verwandtschaft dieses Mære mit dem altfranzösischen Fabliau *Le Prestre qui ot Mere a Farce* hin.

²³ Fischer, Studien (wie Anm. 7) 203.

wegen seiner Verschwendungssucht und möchte ihn zu einem *pfrisemære* (*brosenæ* = Krümelsammler, Geizkragen) machen, was ihr jedoch überhaupt nicht gelingen will.²⁴ Im deutlichen Gegensatz zu den oben behandelten Mæren demonstriert freilich der junge Mann ein ehrenhaftes Verhalten seiner Mutter gegenüber, die er vornehm kleiden lässt und um die er sich treu kümmert, sodass es ihr an nichts mangelt (46–48). Unklar bleibt nur, ob ihr Sohn tatsächlich ein Verschwender ist oder einfach nur standesgemäß lebt, ohne dass dies zu einer finanziellen Notlage führen würde: *Unde vertet, unde gewan, / als ein erbærer man* (55–56). Allerdings beschwört er seine Mutter, als sie zum Hoftag Kaiser Friedrichs in Nürnberg fahren will, um sich dort über ihren Sohn zu beschweren, von diesem Vorhaben abzulassen, denn finanziell ginge es ihnen ordentlich, sodass sie sich keine Sorgen machen müsse: *Und lebet sanftes muotes, / uns gebrichet nimmer guotes, / Al die wîle daz ich lebe, / sô wil ich uns beiden gnuok geben* (87–90). Obwohl die beiden scheinbar eine offene Kommunikation pflegen, ja sie sogar behauptet, nur Gutes für ihn im Sinne zu führen (99f.), und obwohl er dann ihrer Aufforderung nachkommt und sie zum Hoftag des Kaisers begleitet, schwelt der Konflikt zwischen ihnen weiter und bricht dann endgültig auf, als die alte Frau vor den Kaiser geführt wird und dort Klage erhebt.

Sie hatte allerdings nicht bemerkt, dass ihr der Sohn unauffällig den breiten Ärmel eines anderen Ritters in die Hand gedrückt hatte, ohne dass jener von diesem Plan wusste oder verstand, wieso diese alte Frau hinter ihm her drängte. Als sie dann vor dem Kaiser ihren Sohn beschuldigt, ihren gesamten Besitz lästerlich zu verschwenden und aufzubrauchen, wird der Fremde zur Verantwortung gezogen, ohne dass er die Verwechslung bzw. den Rollentausch begreift, wodurch beide zum Objekt öffentlichen Spottes werden.

Zu beachten gilt aber, dass die alte Frau noch höchstes Ansehen in der Öffentlichkeit genießt und man ihretwegen sofort alle zum Schweigen bringt, damit sie sich selbst klar und verständlich vor dem Kaiser ausdrücken kann (180–184). Die Proteste des Fremden gegen diese Verwechslung nützen ihm

²⁴ Zur Thematisierung von Geld im Spätmittelalter siehe jetzt Klaus Grubmüller und Markus Stock (Hg.), *Geld im Mittelalter: Wahrnehmung – Bewertung – Symbolik*. Darmstadt 2005, leider fast ohne Berücksichtigung von literarischen Beispielen (siehe aber den Beitrag von Dieter Kartschoke, 182–203). Vgl. Albrecht Classen, *The Role of Wealth and Money in Medieval and Late-Medieval German Literature*. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 101/3 (2000) 415–428; ders., *Die Bedeutung von Geld in der Welt des hohen und späten Mittelalters. Mit besonderer Berücksichtigung von Zeugen der mittelhochdeutschen Literaturgeschichte: Walther von der Vogelweide bis Sebastian Brant und Fortunatus*. In: *Studi Medievali* 42/2 (2001) 565–604.

gar nichts, obwohl er die lautere Wahrheit spricht und mit lächerlichen Fragen ihre Torheit offen legen möchte: *Oder hân ich iu den Rîn verbrant?* (237). Er streitet vehement ab, ihr eigener Sohn zu sein, doch facht dies nur umso mehr den Zorn der alten Frau an, die sich nun mit scheinbarer Berechtigung gegenüber dem Kaiser beschweren kann: [...] *nû merke hie bî, / welch ein mære dâ heime sî, / Dô er lougent nû mîn, – / wie möhte ich des vrô gesîn? – / Und mir mîn guot verswendet* (241–245). Im Gegensatz zu den oben behandelten Mæren nimmt diese alte Frau die vermeintliche Missachtung durch ihren Sohn nicht hin und wendet sich sogar an die höchste Autorität, um zu ihrem Recht zu kommen, macht sich aber wegen ihrer körperlichen Blindheit auch in ihrer geistigen Blindheit lächerlich, was freilich dem fremden Mann zunächst nichts nützt, denn der Kaiser fordert ihn auf, seinen Sohnespflichten genauer nachzukommen: *Vuert si heim, und halt ez mêt, / unt pflieget ir baz, danne êr* (253–254).

Der junge Ritter leidet schwer unter dieser peinlichen Situation, muss er ja sowohl die schweren Anklagen der alten Frau über sich ergehen lassen als auch die Ermahnungen des Kaisers anhören, sich mehr an das vierte Gebot zu halten: *Unser herre Got gebiutet daz, / und ist ouch wâr, sunder haz, / Swer muoter und vater êre, / daz Got sîn heil mêre, / Und behalde daz êwige leben* (301–305). Als sich der Fremde aber immer heftiger gegen die Anschuldigungen wehrt und darauf insistiert, seine eigene Mutter schon vor dreißig Jahren verloren zu haben (405), beginnt sich der Kaiser über ihn zu entrüsten und ermahnt ihn sehr ernstlich, seine alte Mutter zu ehren und sie angemessen zu pflegen: *und habet si in muoterlicher pflege, / Als ez einer vrouwen wol gezeme, / und daz prîse, wer ez verneme* (346–348).

Endlich gibt der junge Mann nach und fügt sich dem Befehl, kann aber nur mit größter Verwunderung das Wunder der Auferstehung seiner längst verstorbenen Mutter kommentieren, wonach die Behauptung der Priester, dass das Ende der Zeit mit dem Jüngsten Tag eintreten werde, völlig verkehrt sein müsse (368–371). Die Versnovelle strebt dann schnell dem Abschluss zu, in dem die alte Frau wieder an den richtigen Sohn kommt und der ganze Hof über diesen recht groben Scherz zu lachen beginnt, wenngleich der Kaiser dem fremden Mann ein Pferd als Geschenk schicken lässt, um ihn für die ausgestandene Schmach zu entschädigen: *daz ros nemt vür iuwer muoter* (424).

Der Dichter, den wir jetzt wohl als Volrat identifizieren dürfen, thematisiert in neuartiger Weise das Phänomen Alter, indem er die taube und fast blinde alte Frau als eine Art Hausdrachen zeichnet, die selbst in ihrem stark behinderten Zustand immer noch ihren Sohn herunkommandieren will. Ob

er tatsächlich verschwenderisch mit seinen Gütern umgeht, bleibt ungeklärt, betont er ja ihr gegenüber immer wieder, dass für sie kein Grund zur Besorgnis bestände und er sich unablässig um sie kümmern werde. Obwohl er somit allen sozialen und ethischen Anforderungen gerecht wird, legt sie sich selbst keinerlei Beschränkungen auf und wettet voller Zorn im Angesicht des Kaisers gegen ihren angeblich treulosen und nichtsnutzigen Sohn: *Wen dū hâst mich in manige swære / brâht, und mich êren lere / gemachet und des guotes; / des bin ich truebes muotes, / Und wil sîn nimmer werden vrô* (189–193).

Natürlich ruht der narrative Schwerpunkt auf dem humorvollen Verwechslungsspiel und der naiven Verteidigung des fremden Mannes, dem die alte Frau als Mutter aufgezwungen wird und dem selbst eine Behauptung wie: *Wir sîn als nâhe mâge, / als Akers unde Prâge* (263–264), nichts nützt. Die alte Frau gelangt erstaunlich gut ins Rampenlicht und liefert ein bemerkenswertes Beispiel für den Typus eines alten, herrschsüchtigen Menschen, der, obwohl er kaum noch etwas hört oder sieht, alle Zügel auf finanziellem Gebiet in der Hand behalten und den Sohn kontrollieren möchte. Dem Sohn gelingt es nicht einmal, sie von der Reise zum Reichstag in Nürnberg abzuhalten, obwohl ihm völlig klar ist, mit welcher Absicht seine Mutter dorthin fährt. Er ist aber der, der zuletzt lacht, da er so geschickt die Attacke der alten Frau abwehren kann, dass sie niemals begreift, dass er es war, der ihr so übel mitgespielt hatte. Der Erzähler belächelt sie offensichtlich, wie auch der Begriff *pfrisemære* (46) für ihr Verhalten bzw. ihre Denkweise zeigt.

Der junge Mann akzeptiert nicht ihre Wertevorstellungen für sein eigenes Leben und geht großzügig mit dem Familienbesitz um, was ihm Ansehen und Ehre einbringt. Die Lacher stehen am Ende auf seiner Seite (417–419), womit der törichte Charakter der alten Frau bloßgestellt wird. Selbst wenn es sich um eine topische Beurteilung handelt, enthüllt sie dennoch, mit welcher Aufmerksamkeit der Dichter Volrat Generationenkonflikte thematisierte und sorgsam Erklärungen dafür entwickelte, wieso die alte Frau so ärgerlich auf das Verhalten ihres Sohnes reagiert und Angst vor seiner vermeintlichen Verschwendungssucht bekommt, und wieso dieser voller Irritation die Anklagen seiner alten Mutter beobachtet und sein Bestes versucht, diese dem Spott der Öffentlichkeit preiszugeben, ohne ihren Zorn direkt auf sich zu lenken.

Anhand eines sehr kurzen, bisher wohl kaum beachteten religiösen Mære, *Maria und die Mutter*,²⁵ lassen sich wiederum ganz andere Ansichten über

²⁵ Hagen, Gesamtabenteuer (wie Anm. 22) Bd. 3, Nr. LXXV, 470–473.

alte Frauen feststellen, auch wenn der Erzähler nur nebenbei Andeutungen über ihr Alter macht. Es handelt sich um eine Witwe, die nur einen Sohn hat, den sie aber zärtlich liebt. Die Handlung setzt freilich erst ein, als dieser erwachsen ist, wodurch es sich wiederum um das Verhältnis zwischen einem jungen Mann und seiner alten Mutter dreht. Ohne dass ein Grund genannt wird, erfahren wir, dass der Sohn schon lange Zeit im Gefängnis schmachtet. Seine Mutter setzt nun alles dran, ihn aus dieser Lage zu befreien und betet mit großer Inbrunst zur Jungfrau Maria: *Daz sie von allen banden / unt von den vïanden / iren sun wolde machen vrî* (21–23). Der Erfolg will sich jedoch nicht einstellen (25f.); als sie eines Tages wieder betend in einer Kirche vor einem Altar mit einer Skulptur der Jungfrau mit ihrem Kinde kniet, nimmt die alte Frau in ihrer Entrüstung über die verweigerte Hilfe die Skulptur des kleinen Jesus an sich und trägt sie als „Geisel“ mit sich nach Hause: *Ze eime gîsel vür mîn kint* (69). Dort angekommen, versteckt sie die Figur und betont noch einmal, welche Bedingung erfüllt werden müsse, bevor sie den Raub rückgängig machen würde: *gibt sie niht mir mînen sun, / Dû wirst ir nimmer wider brâht* (88–89). Genau dies geschieht aber, denn die Jungfrau Maria erscheint nachts dem Sohn im Gefängnis, befreit ihn aus seinen Fesseln und schickt ihn nach Hause mit dem Auftrag, seiner alten Mutter mitzuteilen: *heiz mir mîn kint wider geben. / Daz sie mir vür dich ê nam* (104f.). Diese erneuert ihren Glauben an die Jungfrau Maria und singt ein Loblied auf sie (119f.).

Der Dichter verrät kaum Interesse an einer Auseinandersetzung mit dem Thema „Alter“. Die familiäre Situation beweist bei näherer Betrachtung, dass die Mutter tatsächlich schon wesentlich älter ist, als ihr erwachsener Sohn von seinen Feinden ergriffen und inhaftiert wird. Wenn auch die Gründe für seine Probleme nicht genannt werden, baut doch die gesamte Erzählung darauf auf, dass die Protagonistin eine alte Witwe ist, die nur noch zum Gebet greifen kann, um ihrem Sohn in seiner Not zu helfen. Sie setzt alles daran, um die Jungfrau Maria um Hilfe anzuflehen und schreitet dann sogar zu einer Art Erpressung, bis diese Hilfe endlich wirklich eintritt. Die alte Frau mag naiv wirken, aber der Dichter zeichnet in ihr ein geradezu rührendes Bild einer von Liebe für ihren einzigen Sohn erfüllten Greisin. Da sie bereits lange vorher schon ihren Mann verloren hat, vermag sie nur noch im Gebet Zuflucht zu suchen, und als dieses auch nichts zu nützen scheint, erzwingt sie durch die Entführung der Jesus-Figur das Eingreifen Marias.²⁶

²⁶ Zur Gestalt der Witwe im Mittelalter, siehe u. a. Cindy L. Carlson und Angela Jane Weisl, *Constructions of Widowhood and Virginity in the Middle Ages* (The New Middle Ages).

Der Erzähler übt keinerlei Kritik an der alten Frau und erwähnt an keiner Stelle, ob sie an körperlichen Defiziten leidet oder von der Gesellschaft bzw. ihrer Familie als Last erlebt wird. Obwohl man ihren geradezu rührseligen kindlichen Glauben belächeln könnte, beweist doch ihre Tat, mit welcher Inbrunst sie an die Macht der Mutter Gottes glaubt und daher an deren mütterliche Güte appelliert.

Anhand eines letzten Mære möge die Runde von Beispielen abgeschlossen werden, in denen alte Personen auftreten, teils sich lächerlich verhalten, teils als würdige Personen eine wichtige Rolle spielen und allgemeines Ansehen genießen. In Hermann Fressants Erzählung *Von den ledigen wiben* – von Hanns Fischer „Hellerwert Witz“ benannt –, die Mitte des 14. Jahrhunderts in Augsburg entstanden ist,²⁷ scheint zunächst kein alter Mensch aufzutreten. Die Ausgangssituation besteht vielmehr darin, dass ein reicher Kaufmann neben seiner tugendhaften Ehefrau noch zwei Geliebte hat. Eines Tages will er auf Geschäftsreise gehen und bietet allen drei Frauen an, ihnen ein Geschenk mitzubringen. Während sich die zwei „Prostituierten“ wertvolle Kleider aus Ypern (*Ieper*) bzw. Gent wünschen, bittet ihn seine Ehefrau, für einen Helbling einen *Haller wert wizze* (235) zu besorgen. Natürlich vermag er solch eine Ware nicht zu kaufen, macht sich vielmehr überall lächerlich mit seiner Nachfrage, bis ihn eines Tages zwei junge Männer zusammenschlagen, weil sie glauben, er habe sie und ihre ganze Stadt lächerlich machen wollen. Ein alter Mann beobachtet ihn in seinem ganzen Elend und holt ihn zu sich, um ihm endlich die notwendige Lektion zu erteilen. Der Erzähler beschreibt ihn folgendermaßen: *Der was mit listen wîse / und von alter grîse* (363–364).²⁸ Es entwickelt sich ein intensives Gespräch zwischen

New York 1999; Sandra Cavallo und Lyndan Warner (Hg.), *Widowhood in Medieval and Early Modern Europe (Women and Men in History)*. Harlow-Essex- London 1999; Albrecht Classen, *Witwen in der Literatur des deutschen Mittelalters: Neue Perspektiven auf ein vernachlässigtes Thema*. In: *Etudes Germaniques* 57/2 (2002) 197–232. Umfassend jetzt zu diesem Thema: Britta-Juliane Kruse, *Witwen. Kulturgeschichte eines Standes in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Berlin-New York 2007, vgl. dazu meine Rezension in: *Mediaevistik* (demnächst im Druck).

²⁷ Hagen, *Gesamtabenteuer* (wie Anm. 22) Bd. 2, Nr. XXXV, 219–239; Fischer, *Studien* (wie Anm. 7) 186–187. Den letzten Forschungsstand fasst Hans-Friedrich Rosenfeld zusammen: Art. Fressant, Hermann. In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters: Verfasserlexikon* 2. Berlin-New York 1979, 910–913. Eine mögliche Vorlage mag das altfranzösische Fabliau *La bourse pleine de sens* von Jean le Galois gewesen sein.

²⁸ Für eine Diskussion zum Thema List siehe Hartmut Semmler, *Listmotive in der mittelhochdeutschen Epik: Zum Wandel ethischer Normen im Spiegel der Literatur (Philologische Studien und Quellen 122)*. Berlin 1991.

beiden, in dem der alte Mann die ganze Notlage des Kaufmanns erfährt und ihm den entscheidenden Rat erteilt, wie er wahrhaftig herausfinden kann, welcher der drei Frauen wirklich zu trauen sei. Zunächst aber lauscht der alte Mann aufmerksam auf die Worte des Misshandelten und reflektiert darüber, womit er sich als ein Philosoph erweist:

*die red' begund' er schriben
in sines herzen porte,
dô er diu mæ'r' erhôrte,
Als die wîsen gerne tuont.
er sprach: „dir wirt von mir kunt
Wiltu mir gerne volgen
und niht wesen erbolgen,
Sô wil ich dich lêren einen list,
der wol eins helblinges wert ist. (390–398)*

Er erteilt ihm dann den Rat, jede der drei Frauen in schlechten und zerrissenen Kleidern aufzusuchen und ihr Verhalten zu beobachten, wenn er ihr mitteilt, dass er ausgeraubt worden sei und all sein Vermögen verloren habe. Er solle jede Frau um Hilfe bitten und sich ihre Reaktion genau vor Augen halten, um dann die richtige Entscheidung zu treffen: *welhiu denne dich wol hât / Und niht siht gerne dîn armuot, / der soltu tragen holden muot; / Wan diu meint dich mit triuwen gar: / der guoten vriunde nimt man war / In der rehten næte (426–431).*

Die weitere Handlung ist schnell zusammengefasst: Die zwei Geliebten weisen ihn höhnisch von sich, hatten sie ja stets nur sein Geld im Sinn und fühlen sich nun keineswegs ihm gegenüber verpflichtet. Seine Ehefrau empfängt ihn hingegen voller Liebe, tröstet ihn und verspricht, sich Arbeit zu suchen, damit sie gemeinsam überleben können: *ich getriu mit mînen handen / Uns vil genuog gewinnen / mit næjen und mit spinnen / Unz ez wæger werden mak (680–682).* Jetzt erst lernt der Kaufmann, dass nur seine Ehefrau ihn wirklich liebt und er nur ihr trauen bzw. sich auf sie verlassen kann, während die anderen Frauen ihm bloß das Geld aus der Tasche ziehen wollten. Der Dichter endet sein Mære mit einem allgemein Lobpreis auf die tugenderfüllte Ehe, in der Mann und Frau liebevoll, züchtig und gütig miteinander umgehen und damit ein glückliches Leben in trauter Gemeinschaft bis zu ihrem Tod verbringen können.²⁹

²⁹ Zu dem breiten Diskursthema ‚Ehe‘ und ‚Liebe‘ siehe Rüdiger Schnell, *Sexualität und Emotionalität in der vormodernen Ehe*. Köln u. a. 2002; Classen, *Liebes- und Ehediskurs* (wie Anm. 8).

Die höchste Anerkennung kommt jedoch dem alten Mann zu, auch wenn von ihm am Ende nicht mehr die Rede ist, obwohl es fast allein seinem Rat-schlag zu verdanken war, dass der Kaufmann auf den rechten Weg zurück-geführt wurde. So „idyllisch-anheimelnd“ diese Versnovelle auch ausklingt, so wichtig ist doch auch die Bewertung des alten Mannes, der sowohl als „Eheberater“ wie auch als „Philosoph“ auftritt und dem törichtem Kaufmann die entscheidende Lebenslehre vermittelt, indem er ihm eine Strategie vor-führt, mit der er die wahre Liebe bzw. Treue der drei Frauen testen kann. Zweimal bezeichnet der Erzähler den alten Mann als weise: *mit listen wise* (363) bzw. vergleicht ihn mit solchen Leuten: *Als die wisen* (393), und räumt ihm damit die entscheidende Funktion in dem gesamten Mære ein, weil er sofort das Dilemma des törichtem und liebeshungrigen Kaufmanns durch-schaut und die entscheidende Empfehlung ausspricht, mittels der die Ehe ge-rettet und die zwei Geliebten in ihre Schranken gewiesen werden.

Allerdings gilt auch zu berücksichtigen, dass seine Ehefrau die Strategie selbst eingefädelt hat, um die zwei Konkurrentinnen bloßzustellen, während sie ihre Gattinnentreue zu demonstrieren vermag.³⁰ Klugheit findet sich hier also speziell bei dem alten Mann und bei der Ehefrau, offensichtlich weil beide jenseits der affektiven Verhaltensweise angelangt und frei von der alle anderen bestimmenden Geldgier sind und somit die Fähigkeit besitzen, die moralisch-ethischen Ideale des menschlichen Zusammenlebens klar zu er-kennen.

Fassen wir zusammen, was unsere bisherigen Analysen der verschiede-nen Mæren ergaben: Zunächst stellen wir fest, dass das Thema „Alter“ für die Autoren dieser kurzen Versnovellen von großem Interesse war, denn immer wieder stoßen wir auf alte Menschen, sei es, dass sie sich töricht ver-halten, sei es, dass sie über große Weisheit verfügen, sei es, dass sie von ihren Kindern schlecht behandelt und ausgenützt werden, sei es, dass sie sich nicht mehr in der Welt zurechtfinden können, oder sei es, dass sie nach einem lan-gen und aktiven Leben glücklich und ruhig innerhalb einer Ehe gemeinsam ihre letzten Jahre verbringen. Natürlich ruht der Schwerpunkt der meisten Mæren auf erotischen und sexuellen Themen, wie ja die Gattung insgesamt sehr stark moralisch-didaktische Intentionen mit manchmal geradezu platter Unterhaltung zu verbinden bemüht ist. Sobald sich aber dieser Blick auf die sozialen Strukturen richtet und das mehrere Generationen umfassende Fami-liendasein berücksichtigt, stoßen wir schnell auch auf die alten Eltern, die

³⁰ Karl-Heinz Schirmer, Stil- und Motivuntersuchungen zur mittelhochdeutschen Versnovel-le (Hermaea. Germanistische Forschungen N. F. 26). Tübingen 1969, 97, 230.

teils als wichtige Stützen fungieren, teils als Last und Schande angesehen werden. Es wäre unmöglich und auch unsinnig, in diesem Kontext einen gemeinsamen Nenner aufspüren zu wollen, es sei denn, dass wir die Thematisierung von Alter überhaupt als das ausschlaggebende Moment anerkennen. Aber auch damit wären wir einen erheblichen Schritt vorangekommen und dürften die literarischen Quellen als wichtige Spiegel der sozialen Bedingungen, unter denen alte Leute lebten, der affektiven Reaktionen, mit denen die jungen Leute auf die alten reagierten, und der religiösen und philosophischen Aspekte, die den öffentlichen Diskurs bestimmten, ansehen. Gewiss nehmen alte Leute nur selten die Rolle der Protagonisten ein, aber sie fungieren immer wieder als wichtige Nebenfiguren und demonstrieren, welchen hohen Einfluss sie auf die jüngere Generation auszuüben vermögen. Natürlich bleibt stets zu berücksichtigen, dass die Darstellung alter Leute im literarischen Medium gebrochen wurde, teils zum Zweck der Unterhaltung, teils zum Zweck der moralisch-ethischen Belehrung, aber auch dann gilt noch zu beachten, wie sehr „Alter“ an sich die Gemüter der Dichter und ihrer Zuhörerschaft/Leserschaft bestimmte, denn es wurde zweifellos als wichtige, wenn auch oftmals problematische Stufe in der Existenz des Menschen angesehen.

